

**FRANK POSIADLY**

**Freud  
schweigt**

**KRIMINALROMAN**

**GMEINER**



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag  
Instagram: @gmeinerverlag  
Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2024 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2024

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © xxx  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-xxxx-x

Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.



# 1.

Das Wasser troff ihm aus dem frisch gestutzten Bart, dem für zu viel Geld geschnittenem Haar und seinem Anzug. Dem guten, den er so nötig brauchte wie der Maurer seine Kelle und der Schuster seinen Leisten. Nicht, um seine Blöße zu bedecken und ihn zu wärmen, sondern um ihn als einen zivilisierten Menschen zu kennzeichnen. Doch wie sollten Pantalon und Gehrock ihm ihre Dienste tun, wenn in dem gekämmten Garn, das sackförmig an seinen dünnen Gliedmaßen herunterhing, grauer Schlamm, aufgeweichte Kohlblätter und unzweifelhaft als solche zu erkennende menschliche Exkremeunte klebten?

Der Mann, der Sigmund Freud hieß – den Namen Sigmund Schlomo, den seine Eltern ihm gegeben hatten, hatte er schon als Oberschüler abgelegt – fühlte sich mit seinem Hamburg heute nicht befreundet. Die Fleete und Kanäle, mit denen er gerade Bekanntschaft gemacht hatte, waren berühmt für die stinkende Brühe, die von Ebbe und Flut wohl nur hin und her geschoben, niemals jedoch durch frisches Elbwasser ersetzt wurden. Alle Jahre wurden ihre Anwohner von der Cholera dahingerafft, die verlässlich wie die Gezeiten das Gängeviertel heimsuchte, ein Gewirr von Häusern, die sich in unkontrolliertem Wildwuchs miteinander verknöteten. Ratten tummelten sich selbst am Tag in den engen Gassen, in die niemals ein Sonnenstrahl fiel.

Als er das zarte Gesichtlein in dem vom Wind aufgewühlten Wasser des Fleets hatte aufblitzen sehen, hatte er noch an eine Sinnestäuschung geglaubt, für die er seine gereizten Nerven verantwortlich machte. Kaum eine

Stunde hatte er mit seiner Martha für sich gehabt, dabei waren Monate seit dem letzten Zusammentreffen mit seiner Verlobten vergangen. Statt mit ihr zärtliche Worte zu tauschen, hatte er sich darin wiedergefunden, unter den Argusaugen der Prinzipalin von den Verhältnissen in seiner Ordination in Wien zu berichten. Ohne die Unwahrheit sprechen zu müssen, hatte er mit der Kunde einer vollen Praxis aufwarten können. Dass sich unter den Besuchern kaum mal ein zahlender Patient befand, hatte er indes diplomatisch verschwiegen. Allein schon Begeisterung für den unsäglichen Arztberuf zeigen zu müssen, strapazierte ihn über die Maßen. Er wusste, dass Marthas Mutter seine Ausführungen akkurat in Mark und Pfennig umrechnete. Ihr Blick hatte dabei unmissverständlich ausgedrückt, dass das Ergebnis zum Heiraten nicht reichte, worin er im Prinzip mit ihr übereinstimmte.

Es waren wohl die vom kabbeligen Fleet überspülten wasserblauen Augen in dem runden Gesicht gewesen, die ihn gezwungen hatten, trotz des Zweifels noch einmal hinzuschauen. Dass in ihnen der Glanz des Lebens erloschen war, stand fest. In der Klinik hatte er genügend Tote vor sich gehabt. Und so legte er keine besondere Eile an den Tag, als er dem Kanalufer in der Richtung des Ebbstroms folgte, der den nackten Körper träge mit sich führte. Immer wieder musste er sich vergewissern, dass das Gesicht wirklich da war, denn außer ihm schien niemand Notiz davon zu nehmen. Gerade wie in einem düsteren Traum, aus dem er nicht aufwachen konnte. Als er einen schwer bepackten Schaueremann anzuhalten versuchte, stieß der ihn nur unwirsch zur Seite. Eine Frau mit einem weinenden Baby auf dem Arm und einem schmutzigen, in Lumpen gekleideten Mädchen an der Hand wich

ihm mit vor Angst geweiteten Augen aus, als er sich ihr in den Weg stellte, um auf seine Entdeckung aufmerksam zu machen. Sein nächster Versuch galt einer alten Frau. Doch als er auf die Stelle zeigte, an der eben noch die bleiche Nasenspitze aus dem Wasser geragt hatte, war nichts zu sehen. Seine ungeduldigen Erklärungen konnte oder wollte sie nicht verstehen, drohte schließlich mit der Polizei und eilte ärgerlich davon.

So ging er, mittlerweile immer ärger an seiner Vernunft zweifelnd, weiter, bis er an eine Treppe kam, die die Schauerleute nutzen, um ihre Barkassen zu entladen. Das Wasser stand so tief, dass es die Ufermauer nicht erreichte und die Sicht auf einen schmalen Streifen schwarzen Schlamm freigab. Er stieg die rutschigen Stufen hinunter und starrte so lange in höchster Anspannung auf die graue Kloake, bis er fast schon überzeugt war, dass sein übermüdeten Geist ihm einen Streich gespielt hatte. Doch gerade als er, den Kopf verständnislos über sich selbst schüttelnd, wieder umkehren wollte, war ihm, als hätte er einen Finger gesehen, der sich, wie um dringend Meldung zu machen, aus dem undurchsichtigen Wasser erhob.

Von plötzlicher Panik ergriffen, schritt er auf die Stelle zu, versank bis über das Knie in dem weichen Sediment, verlor das Gleichgewicht und fand sich, unbeholfen mit den Armen rudierend, in dem Fleet wieder, dessen Kälte ihm den Atem nahm. Zu flach, um darin schwimmen zu können, und zu schlammig, um Halt auf dem weichen Grund zu finden, kämpfte er damit, den Kopf oben zu halten, was nur leidlich gelang, wodurch er zwei oder drei Schluck von der üblen Brühe nahm und wieder hinauswürgte. Das Wasser brannte in den Augen, sodass er es blind mit suchenden Händen durchpflügte.

Als er einmal auf einen weichen Widerstand traf, griff er entschlossen zu und ließ auch nicht los, als etwas kräftig an seinen Hosen zerrte. Nun war er gezwungen, auch sein Beinkleid zu halten, damit es ihm nicht verlustig ging. Obschon seine Lage immer unglücklicher wurde und er wusste, dass es nicht mehr um Rettung ging, ließ er doch den kalten, dünnen Unterarm nicht los, den er zu fassen bekommen hatte. Um die Kontrolle wieder zu erlangen, versuchte er, den toten Körper näher an sich heranzubringen, doch der hatte sich offenbar an einem Gegenstand verfangen. Den Kopf bekam er nun gar nicht mehr aus dem Wasser, sodass ihm die Luft knapp wurde. Wurde zunächst noch nur am rechten Bein gezogen, so spürte er das Zerren nun auch am linken. Er gab es auf, die Hose retten zu wollen, ließ ihren Bund los, griff mit der zweiten Hand nach dem toten Baby, befreite es, drehte sich auf den Rücken, schnappte nach Luft, zog die Beine gegen den Widerstand der Hände, die ihn hielten, an den Körper heran und gelangte so in Reichweite des Ufers, wo ihm von überraschend kurzen Armen aus dem Fleet geholfen wurde.

»Du bist wohl nicht von hier.«

Er blieb dem Jungen, der sich seine Hände an der geflickten Hose abwischte und nervös von einem Bein auf das andere trat, die Antwort schuldig.

»Sonst wärest du nicht in den Fleet gegangen.«

Freud kämpfte gegen den Würger reflex, sammelte Speichel und spuckte aus, um den salzig-bitteren Geschmack loszuwerden.

»Was im Fleet liegt, gehört der Hafentrunde. Da sollte man die Finger von lassen.«

»Der Hafentrunde«, brachte er erschöpft hervor.

»Polizei.«

Freud sah den Jungen an. »Wie alt bist du?«

»Mit Fremden rede ich nicht.«

»Siehst du das Baby auf meinem Arm?«

Der Junge sah ostentativ weg. Freud schätzte ihn auf etwa zwölf Jahre. Er hatte wache Augen. Sein Körper zeigte Anzeichen von Unterernährung.

»Wir werden die Polizei brauchen.«

»Du. Ich nicht.«

Der Junge machte Anstalten, die Stufen hinaufzurennen, doch oben hatte sich schon eine Menschenmenge eingefunden, die ihm die Flucht verwehrte. Der Entsetzenschrei einer Frau zerriss die vorübergehende Stille. Dann setzte Stimmengewirr ein. Jemand rief um Hilfe, die nicht anders als zu spät kommen konnte.

Freud versuchte immer noch, seine Gedanken zu sortieren. Seine Hose befand sich wieder am rechten Platz, was für seinen Geisteszustand nicht galt. Ein kräftiger Mann war mittlerweile zu ihnen gestoßen und hielt den Jungen in festem Griff. Er trug eine Ballonmütze und dazu eine Jacke aus grobem Stoff, die ihn als Hafendarbeiter erkennen ließen. Als er die Herausgabe des Babys forderte, schüttelte Freud heftig den Kopf und legte schützend die Arme um das leblose Bündel. Ihm war, als trüge er eine Totgeburt auf dem Arm, die er dem Leib des Flusses gewaltsam entrissen hatte. Dabei schlotterte er am ganzen Körper, was zu einem Teil dem unbarmherzig kalten Wind geschuldet war und zum anderen der tiefen Erschütterung, die er empfand. Ihm war dabei selbst nicht ganz klar, was in ihm vorging, war doch der Tod während seiner Ausbildung im Spital ein allzu vertrauter, wenn auch wenig geliebter ständiger Gast gewesen.

Als sich der Anlegestelle eine Ruderjolle näherte, die von einem Mann in einer doppelreihigen Uniformjacke mit glänzenden Knöpfen und beschirmter Dienstkappe vorangetrieben wurde, gelang es Freud, zumindest in Teilen die Fassung zurückzugewinnen.

Der Hafenzwischenmann, ein Mann um die 30, der das Boot mit ruhigem Schlag steuerte, rief Freud an, indem er sich als Offiziant der elften Abteilung der Polizeibehörde auswies, ließ die Ruderjolle im Uferschlamm auflaufen und war mit zwei Schritten bei ihm. Seine Gesichtszüge waren ausgemergelt, und Freud kam nicht umhin, darin die Spuren ausgiebigen Alkoholgenusses zu bemerken.

Ihm widerstrebte es, dem Mann das Kind zu überlassen. Doch als der ihn mit sanfter Stimme ansprach, legte sich sein Widerstand. Er gab den, wie ihm erst jetzt gewahr wurde, bereits aufgedunsenen Körper heraus, der von seinem Gegenüber mit großer Umsicht entgegengenommen und in eine Decke gewickelt wurde. Als der Uniformierte es vorsichtig im Boot ablegte und mit einer Plane vor den Blicken der Umstehenden verbarg, löste sich etwas in Freud mit solcher Macht, dass ihm für einen Moment die Sinne schwanden.

## 6.6.1938

Dover sollte in zwei Stunden erreicht sein. Doch von den weißen Felsen war noch nichts zu sehen. Stattdessen Wasser, so weit er in der grauen Morgendämmerung blicken konnte. Es waren wohl die dunklen Wogen, die ihn in die Vergangenheit hinabgezogen hatten. Wenn er die Augen schloss, konnte er es darin schwimmen sehen. Ihm war, als ob es ihm etwas zurufen wollte. Nur konnte es sich weder gegen das Getöse der Maschine durchsetzen noch das Geschrei der Möwen, das Rauschen der Wellen oder das Murmeln des Windes übertönen.

Ein ganzes Leben hatte sich zwischen seine Erinnerung und ihre Wiederkehr gedrängt. War es wirklich nötig, ihr nach mehr als 50 Jahren mit der unbarmherzigen Wahrheitsliebe der Philosophen nachzuspionieren? Der Tumor fraß sich auf der Suche nach neuer Nahrung durch Kiefer und Gaumen und gebar auf seinem Eroberungszug ebenso viel Schmerz wie die Behandlung, die ihn zurückdrängen sollte. Dabei stand der Sieger in dieser Schlacht längst fest.

Wenn nur diese Stimme nicht wäre, die aus dem Wasser mit ihm zu sprechen suchte und die ihm wohl etwas Wichtiges sagen wollte. Er beugte sich über die Reling und versank in der Betrachtung der sich am Bug brechenden Wogen, deren weiße Gischt die Luft mit Salz vermischte. Jede heranrollende Welle versetzte dem stählernen Koloss einen kleinen Stoß. Dazu gesellten sich die Vibrationen der Turbinen, die aus dem Inneren des Maschinenraums von Deck zu Deck durch den Boden in seine Beine und von dort in seinen Bauch geleitet wurden. Eine Verständigung

von einem Gedärm zum anderen. So winzig er sich selbst auf der Fähre ausnahm, so verlor sich das Schiff auf dem Meer. Unmöglich, dabei einen klaren Kopf zu bewahren.

»Willst du nicht wieder zu uns hereinkommen?«

Die Stimme ließ ihn zusammenzucken. Er hatte Annas Kommen nicht bemerkt.

»Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Du musst dich nicht entschuldigen.« Er lächelte seine Tochter an.

»Geht es dir gut?«, fragte sie besorgt.

»Natürlich. Ich schnappe nur etwas frische Luft.«

»Wie kommt es, dass ich dir nicht recht glauben mag?«

Er nahm ihre Hand. »Vielleicht weil ein wenig zu viel von mir in dir steckt.«

»Oder von Mama.«

»Ja, das wird es wohl eher sein. Ihrem scharfen Blick ist in den vielen Jahren wohl nie eine Regung meiner Seele verborgen geblieben.«

»Und trotzdem hast du deine Versuche, sie vor ihr zu verbergen, nie aufgegeben.«

»Und sie hat mich ebenso wenig darin gewähren lassen wie du.«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Warum hätten wir das auch tun sollen, wenn du doch immer mit gleichem Beispiel vorangegangen bist.«

Trotz ihres Lächelns fühlte er sich unter der forschenden Fürsorge ihres Blickes wie eine Gewebeprobe auf einem Objektträger.

»Vermisst du Wien etwa schon jetzt, bevor wir unser neues Zuhause überhaupt erreicht haben?«

»Sicher nicht. Die Stadt und ihre Menschen sind mir fremd geworden in den letzten Jahren. Einzig der behag-

lichen Vertrautheit der Berggasse trauere ich nach. Und doch fiel mir nichts im Leben leichter als dieser Abschied.«

»Trotzdem beschäftigt dich etwas.«

Er hob die Hände. »Ich gestehe, hochehrwürdiges Gericht!«

»Nimm mich bitte ernst.«

»Du musst etwas Nachsicht mit deinem Vater haben, in dem wohl doch mehr von einem alten Baum steckt, der sich gegen die Verpflanzung wehrt, als ihm recht und lieb ist.«

»Das verstehe ich doch.«

»Willst du nicht lieber deiner Mutter Gesellschaft leisten?«, fragte er.

»Sie schläft.«

»Aber wenn sie aufwacht, wird sie beunruhigt über deine Abwesenheit sein.«

»Dann störe ich dich wohl.«

»Ganz und gar nicht«, beteuerte er, »wie könntest du mich jemals stören? Und worin auch?«

»Du warst schon immer ein schlechter Lügner.«

»Ich werde gleich zu euch kommen.«

»Geht es dir gut?«

»Sicher.«

## 2.

Das Boot glitt unter den ruhigen Ruderschlägen des Polizisten nahezu lautlos auf dem Fleet dahin. Der Junge, der neben ihm auf der Bank kauerte, sagte kein Wort. Seine Blicke jedoch sprachen eine klare Sprache. Zorn glühte in seinen Augen. Freud, der sich durchaus den Regungen des Aberglaubens empfänglich wusste, fühlte sich von ihnen verflucht. Dunkel und böse schienen ihm die Gesichtszüge des Heranwachsenden plötzlich, der ihn doch so tatkräftig aus dem Wasser gezogen hatte. Das Unheimliche, das von ihm ausging, schob Freud, an seine eigene Vernunft appellierend, der Wirkung des toten Babys zu, das sich in eine Decke gewickelt und unter einer Plane verborgen, mit ihnen an Bord befand. Wohl verfluchte der Junge sich eher selbst, weil er diesem Fremden geholfen und damit gegen seinen eigenen Grundsatz verstoßen hatte, im Fleet zu lassen, was darin schwamm.

Von den ungünstigen Umständen der Situation beeinflusst, konnte Freud nicht anders, als diesem Gedanken zu folgen. Denn wenn der Fluss mit seinen Verzweigungen ein Recht auf alles hatte, was in seinen Besitz geraten war, so musste er in Betracht ziehen, fehl daran getan zu haben, das Baby aus seiner nassen Grabstätte zu zerrren. Vielleicht hatte er ungerechterweise dessen Totenruhe gestört und nun seinen Zorn geweckt.

Freud merkte, wie er zitterte.

»Wir sind gleich da. Dann bekommen Sie eine Decke«, versicherte ihm der Polizist mit monotoner Stimme.

»Danke.«

»Wie sind Sie zu dem Baby gekommen?«

»Ich habe es vom Trottoir aus gesehen. Niemand schien sich darum zu kümmern. Deshalb bin ich heruntergestiegen, um es aus dem Wasser zu ziehen.«

»Sie sind kein Hamburger.«

»Ich komme aus Wien.«

»Beruf?«

»Arzt.«

»Was führt Sie nach Hamburg?«

Freud fühlte sich durch die tiefe Schlucht der sich rechts und links auftürmenden Lagerhäuser bedrückt. Von den frisch gemauerten roten Backsteinfassaden der unaufhaltsam wachsenden Speicherstadt hallten die langsamen Ruderschläge des Hafenzwischenmanns mechanisch wie der Taktschlag zu einem Trauermarsch wider.

»Ich muss Sie bitten, mir Antwort zu geben.«

»Ich besuche meine Verlobte.«

»Deren Name ist?«

»Martha Bernays.«

»Wohnhaft in?«

»Wandsbek.« Er sah den Zwischenmann an. »Darf ich erfahren, wohin Sie mich bringen?«

»In die Wache der Hafenzwischenmannschaft am Stadtdeich.«

»Was habe ich dort zu erwarten?«

»Wir werden nicht umhinkommen, ein Protokoll anzufertigen.«

»Dem armen Kind wird das auch nicht helfen.«

»Dessen bin ich mir wohl bewusst.«

Der Zwischenmann bedachte Freud mit einem Blick, in dem er eine so große Müdigkeit zu erkennen glaubte, wie sie nur die lange Erduldung eines schweren Leides hervorbringen konnte. Die Müdigkeit des Fährmanns, der die

Menschen seit Anbeginn der Zeit ohne Anteilnahme zum anderen Ufer geleitete.

Freud fühlte eine Hitze in sich aufsteigen wie von einem heftigen Fieber. Wolken schoben sich vor die tief stehende Sonne. Er sollte längst bei der Patientin sein, die ihm durch eine Freundin Marthas vermittelt worden war. Die Behandlung versprach, so viel Geld zu erbringen, dass er davon seinen Aufenthalt in Hamburg finanzieren konnte, der bisher nur durch eine großzügige Leihgabe des guten Josef Breuer abgedeckt war. Weil noch Zeit gewesen war, hatte er sich auf die Suche nach einem Tabakhändler begeben, obwohl doch Martha ihn, wie einst die Mutter das Rotkäppchen, eindringlich davor gewarnt hatte, von seinem Weg abzukommen. Sie fürchtete wohl, dass die Frauen, die abseits von Jungfernstieg und Gänsemarkt ihren Körper feilboten, Eindruck auf ihn machen könnten. Da er sich jedoch dagegen immun wusste, hatte er keine Bedenken gehabt, den Umweg in Kauf zu nehmen, sich dabei aber heillos in dem Gassengewirr des Gängeviertels verirrt.

»Sie begleiten mich bitte, und du auch, Junge!«, forderte der Hafenzwischenmann, sprang mit einer geschickten Bewegung vom Boot und vertäute es an dem hölzernen Anleger.

Als Freud sich erhob, geriet die Ruderjolle in Bewegung. Er taumelte, ergriff hastig die Hand, die ihm der Zwischenmann anbot, und ließ sich von ihm an Land helfen. Nachdem auch der Junge von Bord gegangen war, nahm der Uniformierte das tote Baby auf und ging mit seinen Begleitern auf die Wache zu, einem mehr als bescheidenen Dienstgebäude. Dort wurde Freud von ihm angewiesen, in der Anwesenheit eines vierschrötigen Kerls auszuharren, der missmutig einen schmalen Tresen bewachte. Dahinter schloss sich ein weiterer Raum an, in dem der Offiziant verschwand.

Freud nahm auf einer Holzbank neben dem Jungen Platz, der ihn mit noch finstererer Miene als eben anstarrte, und hoffte darauf, dass sich jemand an das Versprechen erinnern würde, ihm eine Decke auszuhändigen, in der er sich wärmen könnte.

Nach einer Weile erhob der Junge sich und trat an den Tresen heran. Der Vierschrötige, vollauf damit beschäftigt, einen gusseisernen Briefbeschwerer in der Form einer Hansekogge zu entstauben, der seinen Arbeitsplatz schmückte, ließ keine Reaktion erkennen, worauf der Kleine begann, in stetem Rhythmus gegen den Tresen zu treten.

»Was?«

Der Junge ließ sich von der donnernden Stimme nicht beeindrucken. Er stellte seine Fußarbeit ein und kündigte mit ruhiger Stimme an, dass er nicht länger in der Wache zu bleiben gedenke, da er sich nichts zuschulden habe kommen lassen.

Der Vierschrötige sah den Jungen perplex an. Jener nahm das als Zustimmung und schritt in größter Gelassenheit auf die Tür zu. Da aber kam der Vierschrötige hinter seinem Tresen hervor und setzte ihm, den Briefbeschwerer im Lauf ergreifend, nach.

Als Freud in die vor Zorn blinden Augen des Wachmanns sah, fürchtete er das Schlimmste und sprang auf. Der Polizist hatte den Jungen bereits fast erreicht. Dieser drehte sich nun, von dem Tumult alarmiert, um. Schrecken breitete sich in dem mageren Gesicht des Kindes aus. Freud packte es am Arm und riss es zur Seite, gerade noch rechtzeitig, sodass der Schlag des Wachmanns ins Leere ging.

Für einen Moment war nichts als das Schnaufen des Vierschrötigen zu hören. Dann öffnete sich die Tür des

Hinterzimmers. Heraus trat ein korpulenter Mann mit einem voluminösen Backenbart, der sich von dessen fleischigen Ohren bis zu der prominenten Kartoffelnase erstreckte. Auf seine Frage, was vorgefallen sei, erklärte der Wachmann seinem Commandeur, dass der Junge einen Fluchtversuch unternommen hätte. Dieser trat nun auf den Beschuldigten zu, holte aus und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Freud hob an zu protestieren. Der Commandeur wies ihn lautstark an zu schweigen und wandte sich dann wieder dem Jungen zu.

»Sieh zu, dass du Land gewinnst, ich will deine freche Fratze hier nie wieder sehen!«

Während der Angesprochene sich eilig verzog, raunte der Commandeur seinem Untergebenen etwas zu und entfernte sich dann wieder. Kaum, dass die Tür sich schloss, forderte der Wachmann Freud auf, an den Tresen heranzutreten, damit er ihn durchsuchen könne.

Freud, jeglicher Widerstandskraft beraubt, leistete der Anordnung Folge und ließ die peinliche Prozedur über sich ergehen. Große, von Schwielen und Narben übersäte Hände klopften ihn mit grober Gewalt ab und förderten neben einer geringen Summe Bargeldes ein kleines Fläschchen mit einem weißen Pulver zutage. Der Wachmann hielt das Glasbehältnis in der Hand, besah sich das Etikett und legte es zusammen mit dem Geld in eine Schale. Dann klopfte er an die Tür, wartete, bis ihm zu öffnen erlaubt wurde, empfing neue Anweisungen und geleitete Freud anschließend in das Zimmer.

In Ermangelung eines Stuhles blieb Freud vor dem großen Schreibtisch des Commandeurs stehen, der sich alle Zeit nahm, das Geld und die Flasche zu inspizieren. An der Wand hinter dem Tisch hing das Stadtwappen, dem

Fenster gegenüber, aus dem man auf das Wasser schaute, befand sich ein verschlossener Schrank. In seinem Rücken wusste Freud den Officianten, der schweigend an der Tür stand.

»Hier riecht es. Meint Er nicht auch?«, tat der Mann mit dem Backenbart übellaunig kund.

Freud teilte den Eindruck. Zu seinen Füßen hatte sich eine trübe Pfützte gebildet. »Fleetwasser. Ein Souvenir aus Ihrem Hafan.«

Der Commandeur hielt das Fläschchen hoch. »Und was ist das?«

»Cocain.«

»Ich kann selbst lesen, was auf dem Etikett steht. Auch wenn Ihn das verwundern mag.«

»Ich behandle damit meine Migräne.«

»So, so.« Er legte das Fläschchen wieder an seinen Platz. »Er ist wohl Jude, wie mir zu Ohren kam.«

Freud schwieg. Eine bleierne Müdigkeit bemächtigte sich seiner. Er hoffte, recht bald wieder in den Besitz seiner Arznei zu kommen, von der er wusste, dass sie seinen Zustand positiv beeinflussen würde.

»Versuche Er nicht, das zu leugnen, ist doch die Familie Seiner Verlobten durchaus nicht unbekannt in unserer Stadt. Er sieht mich gut informiert, nicht wahr? Isaac Bernays, der Judenführer. In welchem Verhältnis steht Seine Verlobte zu ihm?«

»Sie ist seine Enkelin. Und er war Rabbiner, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben. Oberrabbiner der Stadt Hamburg.«

»Dann wird Er wohl in eine bedeutende Familie einheiraten.«

Freud ließ keine Antwort hören.

»Kommt her, um sich hier ins gemachte Nest zu setzen. Typisch für den Juden.«

»Wollen Sie nicht meine Aussage zu dem Kind aufnehmen?«

»Was mischt Er sich in Angelegenheiten ein, die nicht die Seinen sind? Dass Er nicht unter Arrest steht, hat Er einzig meiner freundlichen Unvoreingenommenheit zu verdanken, die ich Ihm rate, nicht auf die Probe zu stellen.«

Freud war mit einem Male hellwach. »Und wer untersucht den Tod des Kindes?«

Der Commandeur ließ seine Faust krachend auf den Tisch niederfahren. Mit hochrotem Kopf blickte er an Freud vorbei zu seinem Posten an der Tür. »Schaffen Sie mir den frechen Juden aus den Augen, Burmester!«

Der Officiant kam auf ihn zu, um ihn am Arm hinauszuführen. Zur Seite ausschreitend wich Freud dem Polizisten aus, trat an den Schreibtisch heran, steckte rasch Geld und Medizin ein, steuerte auf die Tür zu und verließ wortlos den Raum.

Draußen angelangt, tat er einen tiefen Atemzug, öffnete das Fläschchen, klopfte eine winzige Prise des weißen Pulvers in die Senke zwischen Daumen- und Zeigefingermittelknochen und sog es in einem kräftigen Zug von seinem Handrücken auf, worauf die Nasenschleimhäute mit einem scharfen Brennen reagierten, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Bereits nach wenigen Momenten setzte die belebende Wirkung ein. Der Effekt war jedes Mal aufs Neue beeindruckend. Die Welt schien mit einem Schlag ein wenig heller, ihre Farbigkeit intensiver. Seine Müdigkeit wurde von einer frischen Brise davongetragen. Es schien, als ob sein Körper an Dichte und Festigkeit

zunehmen und gleichzeitig an Gewicht abnehmen würde. Die physikalischen Gesetze der Schwerkraft büßten einen Teil ihrer Wirksamkeit ein. Wenn es stimmte, dass man auf dem Mond leichter war, so konnte er mit Fug und Recht behaupten, einen Mondflug unternommen zu haben.

Freud inspizierte die Umgebung. Der Weg, den sie im Boot vom Gängeviertel aus genommen hatten, war ihm versperrt, weil die Wache an einem Kanal gelegen war, der vom Fleet abzweigte. Also folgte er dem Lauf des Gewässers, ohne recht zu wissen, wo es ihn hinführen würde.

Bald stieß er auf eine schmale, gepflasterte Straße, die auf der wasserabgewandten Seite von gedrungenen Häusern gesäumt war, deren Bewohner vor ihren Türen standen und ihn in seinem triefenden Anzug begafften wie ein exotisches Tier. Der Zorn, der ihn in der Amtsstube gepackt hatte, pochte immer noch von innen gegen seinen Schädelknochen. Er musste an die Geschichte denken, die ihm sein Vater zu Schulzeiten erzählt hatte. Wie ihm im mährischen Freiberg ein Passant auf der Straße ohne Anlass die Pelzkappe vom Kopf geschlagen hatte und der Vater sich widerspruchslos gebückt hatte, um sie aus dem Schlamm zu ziehen. Das war der Moment gewesen, in dem er seine Achtung vor ihm verloren hatte. Sicher liebte er ihn noch und würde es immer tun, doch die Einbuße des Respekts hatte Freuds Kindheit vor der Zeit beendet.

Wohl lag darin auch der Grund, die Verbindung nach hinten hin zu kappen und das Heil in der Zukunft zu suchen. Eine entschiedene Flucht nach vorn, die jede Tradition hinter sich lassen musste, um mit aller Macht nach vorn zu drängen.

»Du bist doch Arzt, oder?«

»Sie. Nicht du.«

Er blieb stehen. Vor ihm saß der Junge auf einem Poller, an dem ein Boot festgemacht hatte.

»Es geht um meinen Bruder. Er spricht nicht mehr.«

Nach kurzem Zögern ging Freud weiter. Der Junge folgte ihm.

»An einem Tag hat er noch geredet wie ein Buch, und dann kommt er nach Hause und sagt kein Wort mehr.«

Freud wollte nichts von dem Jungen und seinen Problemen wissen. Er kam sich vor wie ein Stück schmutziges Strandgut. Unmöglich, so vor die Prinzipalin zu treten. Er hatte ja noch nicht einmal seine Patientin getroffen. Statt mit Geld kam er mit Kohlblättern in den Taschen und Scheiße am Hosenbein zurück.

»Ich kann deinem Bruder nicht helfen.«

»Aber Sie sind doch Arzt!«

»Das tut nichts zur Sache.«

»Haben Sie nicht so einen Eid geschworen, Kranke zu heilen?«

Der Junge packte ihn am Rockzipfel. Der Stoff fing an, bedenklich zu knirschen. Freud blieb stehen, damit die Tasche nicht ausriss. »Gibt es in dieser Stadt etwa keine Ärzte?«

»Die kann ich nicht bezahlen.«

»Aber mich kannst du bezahlen?«

»Ich habe einen Anzug. Ganz neu. Ungetragen.«

»Ich brauche keinen Anzug.« Freud zwang dem Jungen die Finger auf. »Du wirst mich jetzt gehen lassen.«

Freud konnte die Enttäuschung und Wut durchaus in den Augen des Jungen erkennen. Doch er wäre ein schlechter Arzt, wenn er sich davon affizieren lassen würde. Das war die erste Lektion gewesen, die die Klinik ihn gelehrt hatte.

»Ich hätte dich im Fleet ersaufen lassen sollen!«, fluchte der Junge.

»Du warst es doch, der gesagt hat, man soll nichts aus den Kanälen fischen.«

»Ich hatte wohl recht gehabt.« Der Junge bedachte Freud mit einem bösen Blick und trollte sich.

Freud sah dem Kind hinterher, das sich in seinem breitbeinigen Gang wie eine Miniaturausgabe der Hafenarbeiter ausnahm, die mit versteinerner Miene an Freud vorüberschritten. Er verspürte den Impuls, dem Jungen nachzulaufen. Doch als der in einem der Hauseingänge verschwand, erlosch die Regung umgehend.

### 3.

Die Kälte des Fleets war ihm in die Knochen hineingekrochen und hatte sich dort verschanzt. Sie hatte seinen Körper okkupiert und schien entschlossen zu bleiben. Er hatte nichts, was er ihr hätte entgegensetzen können. So krallte er sich an den letzten Rest Wärme in seiner Brust und versuchte, die kümmerliche Flamme, die dort noch flackerte, zu nähren. Doch es gelang nicht. Seine Eingeweide quollen von dem grauen Schlamm über, der kei-

nen Widerstand in seiner durchlässigen Haut gefunden hatte und den er nicht mehr loswurde. Die faulige Brühe erstickte seinen Geist.

Freud lag in seinem Bett, die dicke Decke bis über das Kinn hinaufgezogen. Keine Droschke hatte ihn mitnehmen wollen, sodass er den Weg vom Hafen bis nach Wandsbek zu Fuß zurückgelegt hatte. Das möblierte Zimmer, das sein vorübergehendes Zuhause war, hatte er mit letzter Kraft erreicht. Die Zimmerwirtin, eine Frau mit kräftigen Unterarmen und ausgewaschenen Gesichtszügen, hatte den Kopf nicht gehoben, als er das Haus betreten hatte. Dabei wusste er ganz genau, dass sie ihn gehört hatte. Eine halbe Treppe über ihm hatte sie die Stiegen gewischt. Ganz gewiss nahm sie es übel, dass Martha gelegentlich vorbeikam, um ihm etwas zu essen zu bringen. Den ganzen Tag lang lauerte sie am Fenster auf deren Ankunft.

Wenn Martha dann kam, ließ sie, solange sie im Zimmer war, die Tür weit offen stehen. Dabei blieb sie ohnehin nie länger als ein paar gehetzte Augenblicke lang, denn die Prinzipalin richtete es immer so ein, dass sie auf dem kurzen Weg von der Bernays'schen Wohnung bis zu ihm in Begleitung war. Hatten sie Glück, dann war Marthas Tante, der es zu beschwerlich war, die Stiegen in den zweiten Stock zu nehmen, mit diesem Dienst betraut. Martha kam dann allein zu ihm hinauf, ging jedoch sofort ans Fenster, um ihrer Begleitung zuzuwinken.

Die ganze Welt schien es darauf abgesehen haben, sie voneinander fernzuhalten. Dass sie überhaupt seine Braut hatte werden können, war sowieso nur dem Umstand geschuldet, dass ihre Besuche nicht ihm, sondern seinen Schwestern gegolten hatten. Er selbst war jedes Mal der elterlichen Wohnstube entflohen und hatte sich in seinem

Studierzimmer verschanzt, unfähig, Marthas geradliniger Lebendigkeit etwas entgegenzusetzen. Ihre Stimme und ihr Lachen waren durch die Wände zu ihm herübergedrungen und hatten ihm den beruhigenden Rückzug in seine Bücher verstellt. Wie ein eingesperrtes Tier hatte er in seinem Zimmer ausgeharrt, bis der Sirenengesang verstummt war und er wieder hinausgehen konnte.

Sein Zustand war immer schlimmer und schließlich unerträglich geworden, sodass er eines Tages vor der Zeit aus seinem Käfig gekrochen war. Auf und ab war er in der Wohnstube gelaufen, ohne ein Wort herauszubringen. Wie einer aus dem Spital hatte er sich aufgeführt und Martha mit seinen blöden Blicken erschreckt.

Und dann hatte sie ihn angesehen. In ihren Augen hatte eine Mischung aus Neugierde und milder Nachsicht gelegen. Er war stehen geblieben, immer noch nicht in der Lage, ihrem Blick zu begegnen. Bis sie ihn schließlich angelächelt hatte.

Weder die Prinzipalin noch irgendjemand anders hatte dieses Lächeln verhindern können. Und damit hatte die Mutter ihre Älteste verloren. Der überstürzte Umzug von Wien in den Norden nach der heimlichen Verlobung hatte nichts mehr daran ändern können. Sie hatte ihm seine Martha nicht mehr entreißen können, und nach den vier Jahren in Wandsbek hatte sie wohl langsam die Hoffnung aufgegeben, ihre Tochter standesgemäß zu verheiraten.

Nun musste sie mit ihm vorliebnehmen. Weil er nicht aufgegeben hatte. Nicht zugelassen hatte, dass Martha sich von ihm entfernte. Dabei war es die allergrößte Selbstsucht, sie mit seinen täglichen, drängenden Briefen an sich gebunden zu haben. Denn ohne sie war er doch nichts. Er brauchte sie, um nicht verloren zu gehen, und hatte im

Gegenzug nicht mehr zu bieten als seine Entschlossenheit, sie nicht loszulassen.

25 war sie jetzt schon. Wie lange würde sie noch Geduld mit ihm haben? Als Arzt taugte er nicht viel, denn statt Patienten zu sehen, hatte er seine Ausbildung in Brückes Labor am Mikroskop verbracht und Zellen eingefärbt. Brücke selbst hatte ihm ernstlich geraten, diesen Pfad nicht weiterzuverfolgen, wollte er eine Familie gründen. Er war der Empfehlung gefolgt und hatte den Wechsel in Meynerts psychiatrische Abteilung geschafft. Zwar hatte er die Forschung aufgegeben, doch das Geld blieb weiterhin knapp. Sogar jetzt noch setzte er das wenige für seine hochfliegenden Ambitionen ein. Aber was hatte ihm die Reise zu Charcot in die *Salpêtrière* denn schon eingebracht? Zu Hause in Wien hielt Meynert ihn für einen Abtrünnigen, der sich in Paris von einem Blender hatte verführen lassen. Warum nicht gleich ein Zelt für Hypnosevorführungen auf dem Jahrmarkt aufstellen? Dabei brachte er selbst auf diesem Gebiet nicht viel zustande. Ihm fehlte es an Ausstrahlung dazu. Charcot, dessen Suggestionen niemals fehlgingen, hatte davon im Übermaß. Und auch Breuer war reichlich damit gesegnet. Die Herzen der Menschen flogen ihm zu, ohne dass er etwas dazu tun musste. Dass er Geld von dem älteren Kollegen nehmen musste, um seine Miete begleichen zu können, verfolgte ihn bis in seine Träume. Wenn er ein verantwortungsvoller Mensch wäre, hätte er Martha schon lange freigegeben.

»Hat Sie jemand in den Fleet geschubst?« Das Klopfen hatte er nicht gehört und deshalb auch nicht darauf reagiert. Die Zimmerwirtin stand trotzdem im Zimmer. »Das kommt leider vor, wenn man an den Falschen gerät.«

»Ich bin freiwillig reingesprungen.«

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen.«

»Nein, wirklich nicht. Es waren gewisse Umstände, die mich dazu bewegt haben.« Freud wünschte sich weit weg.

Die Frau stemmte die Arme in die Hüften. »Das war sicher kein Spaß.«

»Wahrlich nicht.«

»Achten Sie die Speisegesetze?«

»Ich würde jetzt lieber nicht darüber reden.«

»Ich weiß, dass das der Familie Ihrer Verlobten sehr wichtig ist.«

»Sie müssen wirklich entschuldigen, aber ich fühle mich etwas unpässlich.«

»Ich habe Aalsuppe mit Klüten. Die wird Ihnen helfen, wieder zu Kräften zu kommen. Es gibt nichts Besseres.«

»Ja. Die Suppe würde mir wohl gut tun.«

Die Zimmerwirtin nickte zufrieden, verschwand und kam kurz darauf mit einem dampfenden Teller zurück. Freud fühlte sich noch nicht versöhnt mit der Stadt, doch er konnte das Bemühen seiner Vermieterin dankbar anerkennen. Der verbotene Aal, ein Fisch ohne rechte Flossen und Schuppen, tat ihm trotz des gewöhnungsbedürftigen Geschmacks gut. Ein wesentlicher Teil des Genusses lag in dem bescheidenen Sieg gegen die Prinzipalin, deren religiöses Regiment er mit der heimlichen Mahlzeit unterlief. Eine kleinliche Regung, die ihm nichtsdestotrotz Freude bereitete, auch wenn sie ihm nicht die schmerzlich vermisste Anwesenheit Marthas ersetzen konnte.